

Eine bescheidene Aufgabe [Fortsetzung]

Autor(en): **Geisendorf, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 48

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648047>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 48
XVI. Jahrgang
1926

Bern
27. November
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Die trippelnden Füße.

Von Helene Diesener.

Eilt ich durch die Räume im flüchtigen Schritt,
So trippelten sicher zwei Süßchen mit.
Wohin mich auch immer das Tagwerk gebracht,
Zwei Aeuglein, die haben mich angelacht,
Zwei Süßchen, die waren flink wie der Wind,
Die folgten dem Mütterlein geschwind.

Nun ruht, was des prickelnden Lebens voll,
Und einft vor Jugendlust überquoll!
Doch ich ziehe wie damals durch das Haus,
Und höre im Lärm die Schritte heraus.
Sie folgen mir in der Freunde Kreis,
Sie huschen hinter mir, flüchtig und leis.

So leis wie ein Hauch und doch so schwer,
Wo nehmen die Süßchen die Kraft nur her?
Sie treten nieder mein Aehrenfeld,
— Du hast es geboten, Herr der Welt, —
Die trippelnden Süße, die doch ruhn,
Wie können sie weh dem Herzen tun!

Eine bescheidene Aufgabe.

Von W. Geisendorf. — Aus dem Französischen überetzt von Anna Burg.

2

Sie gingen in diesem Augenblick bei einem Hause vorbei, durch dessen offenstehende Fenster helles Licht strömte. Der Professor war im Begriff, auf Theresens letzte Worte zu antworten, aber er unterbrach sich und blieb plötzlich stehen, als er einen Chor von Männerstimmen den Gesang Josephs aus der Oper Méhuls anstimmen hörte:

Gott Israels, Vater der Erde,
Gib unsern Feldern die Ernte zurück,
Gib unsern Wiesen ihr saftiges Grün,
Rette noch einmal deine Kinder.

„Wenn Sie überrascht waren, in Ihren Feldern einen Professor von Paris zu finden, so ist er es noch viel mehr darüber, die Musik Méhuls hier zu hören. Und Sie wundern sich, daß ich Végis außerordentlich finde?“

„Nun, wenn unsere jungen Leute es lieben, ein wenig zusammen zu singen am Abend, was ist dabei? Aber halten Sie sich nicht auf, mein Herr, so naß wie Sie sind, könnten Sie sich erkälten.“

„Lassen Sie mich noch dieses Stück mit anhören. Rosini! Das Gebet Moses! Welch schöner Tenor! Bravo! Bravo!“

Ein Kopf näherte sich dem Fenster, aber Fräulein Therese faßte den Professor ohne Umstände unter dem Arm

und zog ihn fort, ohne auf seine Weigerung zu achten. „Sehen Sie dort“, sagte sie, „die Leute, die auf unser Kommen warten? Es sind meine Freunde Méval, die Eltern Rosas. Bevor wir sie erreichen, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, mein Herr, daß Sie keine Komplimente machen, kein Lob austeilen wollen; mit einem Wort, daß Sie nichts sagen wollen, was unsere Leute glauben machen könnte, daß sie es verdienen, beachtet oder bewundert zu werden.“

„Und wenn ich mich weigere, dies zu versprechen?“

„Dann lasse ich den Wagen Vaters Mévals anspannen, lasse Sie hineinsitzen und führe Sie eigenhändig nach dem Wirtshaus Goinzet, eine Stunde von hier.“

„Eine solche Drohung schließt mir den Mund!“

Man kam ihnen entgegen. Vater und Mutter näherten sich dem Reisenden und forderten ihn mit einfacher, herzlicher Höflichkeit auf, bei ihnen einzutreten. Die Kinder sprangen auf Fräulein Therese zu und hingen sich an ihren Hals und ihre Arme.

„Fräulein Therese“, sagte ein Knabe, „ich habe diesen Nachmittag drei Kühe und mich als Hüter dazu gezeichnet; kommen Sie schnell, sie zu sehen.“

Sie traten in eine große Küche ein. Auf dem weiten Herd brannte ein helles Feuer und sein blanker Widerschein

tanzte auf den Kupferpfannen; die Hausfrau bot dem Gast ein Glas heißen, süßen Weines an, das er mit Behagen trank; dann ersuchte ihn ein junger Mann, der eine kleine Lampe trug, ihm zu folgen, damit er in seinem Zimmer die Kleider wechseln könne.

„Ich danke“, erwiderte der Professor, „aber ich glaube, daß die Kleider in meinem Reisesack kaum viel trodener sein werden als die, welche ich auf dem Leibe trage. Ich werde mich hier an ihrem guten Feuer trodnen.“

„Wenn es dem Herrn nicht unangenehm ist, für kurze Zeit die Kleider meines Sohnes Jacques zu tragen“, sagte Frau Méval, „so sind sie bereit. Oder wenn der Herr es vorziehen sollte, sogleich zu Bett zu gehn, so würden wir ihm das Essen dann bringen.“

„Nein, nein, wenn Herr Jacques so gut sein will, mir seine Kleider zu leihen, so nehme ich sie dankbar an; und erbitte mir die Gunst, mit Ihnen an Ihrem Tisch speisen zu dürfen.“

Das Zimmer, in das der Reisende geführt wurde, war weder getäfelt, noch tapeziert, es war mit Stühlen aus geflochtenem Stroh, mit tannemem Tisch und tannemem Bett möbliert. Aber der Fußboden, wie die Möbel waren von einwandfreier Sauberkeit. Frau Méval hatte das leinene Hemd, die groben Baumwollsocken, die Nagelschuhe, Hose und Kittel aus festem blauen Stoff zurecht gelegt, die für kurze Frist aus dem Städter einen Dorfbewohner machen sollten. Er zog ohne das geringste Widerstreben diese sauberen Kleider und die nach Lavendel duftende Wäsche an, und als er in die Küche zurückkehrte, rief ein kleiner Blondkopf: „Der Herr sieht fast so gut aus wie Jacques.“

Fräulein Therese, die am Tisch bei der Lampe saß, betrachtete ein kleines Album mit Zeichnungen und versuchte mit Hilfe eines Bleistiftes dem jungen Hirten beizubringen, wie er es anstellen müsse, damit seine Kühe nicht immer menschliche Gesichter bekämen. Der Professor hatte bis jetzt seine Führerin kaum recht gesehn; er sah jetzt, daß es eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren war. Sie hatte ihren Mantel abgelegt; sie trug wie Frau Méval, ihre Töchter und ihre Mägde einen Wollrock, ein Tuchmieder mit Samtausschlägen und eine starke Lackschürze. Zur Seite gescheitelte graue Haare schauten aus einer schneeweißen Haube hervor. Die Züge waren gewöhnlich und doch besaß dies Antlik, das weder über Schönheit noch Jugend verfügte, durch einen Ausdruck von Intelligenz und Güte großen Reiz. Die Stirn war glatt und klar, der Blick lebhaft und sanft, das Lächeln wohlwollend und geistreich.

Das Abendessen wurde auf weißem Tischtuch serviert. Herr Blarville erhielt seinen Platz am oberen Ende des Tisches neben Fräulein Therese. Die Gerichte waren so einfach als möglich, aber sie hätten ihm ausgezeichnet geschmeckt, auch wenn sein Appetit nicht durch die anstrengende Wanderung gereizt worden wäre. Gibt es in Wahrheit etwas Besseres als eine ganz heiße Omelette, bei der man den frischgelegten Eiern feine, frischgepflückte Kräuter beigemischt hat? Ein Gericht von gebratenen Kartoffeln, goldig und knusperig, ohne hart zu sein? Einen Salat von weißen, zarten Blättern, mit ganz frischem Rüböl angemacht? Zudem hatte Frau Méval zu Ehren ihres Gastes aus dem Kamin die besten Würste herabgeholt. Das Brot war schwarz, aber eben recht gebaden. Vor dem Gast stand, die

Weinflasche, die man bei seiner Ankunft geöffnet hatte, aber er wollte Apfelmohr trinken, wie die ganze Familie, was keiner Entsaugung brauchte, denn der Most war vorzüglich.

Das gute Feuer, das gute Essen, die guten Leute, die so wohlthuende Ruhe nach Erschöpfung und Unruhe, all das entzückte den Professor. Er zeigte sich bald so fröhlich, liebenswürdig und geistreich, wie wenn er in einem der angesehensten Pariser Salons gewesen wäre. Die Unterhaltung stockte nicht und nahm manchmal eine ganz ernsthafte Richtung. Die verschiedensten Stoffe wurden behandelt. Die Bebauung des Feldes und die Bebauung des Geistes, die Erziehung des Viehs und diejenige der Kinder, der Instinkt der Bienen und die unsterbliche Bestimmung der menschlichen Seele. Vater Méval hatte einen geraden Sinn und eine naive Gutmütigkeit, Jacques die lebhafteste Einbildungskraft und Begeisterungsfähigkeit der Jugend mit einem Ton bescheidener Unterordnung, an den man nicht mehr gewöhnt ist. Bei Frau Méval verband sich die Einfachheit und Natürlichkeit ihres Wesens mit einer solchen Vornehmheit des Denkens und Fühlens, daß man auf eine bei einer Bäuerin überraschende Entwicklung aller Fähigkeiten schließen mußte. Rosa, die so passend Genannte, eine hübsche Brünette mit blauen Augen sagte nichts; aber ihr feines Lächeln, ihr lebhafter Blick zeigten deutlich, daß sie zuhörte. Sie verschwand vor dem Schluß der Mahlzeit und nahm das kleinste der Kinder mit.

Was Fräulein Therese anbelangt, diese Bäuerin, die ein sehr gutes Französisch sprach mit dem Akzent einer gut erzogenen Pariserin, so führte sie mit großem Geschick die Unterhaltung, indem sie jedem der Anwesenden die Gelegenheit verschaffte, von dem zu sprechen, was er am besten verstand. Rosa kehrte mit zwei Körben voll herrlicher Früchte zurück, über die sich die Familie mit Appetit hermachte. Endlich erhob sich Fräulein Therese.

„Herr Professor“, sagte sie, „wollen Sie mir die Ehre erweisen, morgen bei mir zu frühstücken? Eines der Kinder wird Sie führen.“

Die Einladung wurde angenommen. Fräulein Therese verabschiedete sich, jede Begleitung zurückweisend.

Der Professor zog sich in sein Zimmer zurück und stellte sich einen Augenblick ans Fenster. Der Regen hatte aufgehört. Der Mond verbarg sich zeitweise in den Wolken und erschien dann wieder in klarem Raum. In seinem phantastischen Licht konnte Herr Blarville einen Garten sehn, aus dem der Duft von Neseeda und Jasmin aufstieg. Etwas weiter entfernt zeichneten sich die Obstbäume in massigen Umrissen von den Hügelstrichen ab. In das ferne Rauschen des Flusses mischte sich das sanfte Murmeln eines Brunnens. Der Professor wurde aus seiner Träumerei durch einen sehr gewöhnlichen Umstand geweckt.

Er entdeckte nämlich, daß er sein Taschentuch in der Küche liegen lassen und stieg leise nochmals die Treppe hinab, um es zu holen. Durch die angelegte Tür sah er noch Lichtschein und hörte die Stimme Vater Mévals. Vorsichtig stieß er die Türe auf. Die ganze Familie kniete in einem Kreis, während der Familienvater das Abendgebet sprach.

Ohne den religiösen Gebräuchen feindlich gegenüber zu stehen, war der Professor im Laufe der Jahre in eine Art skeptischer Gleichgültigkeit verfunken. Aber diese braunen,



Jungwirth: Der Geburtstag.

gesenkten Stirnen, diese starken, gefalteten Hände, diese vorn-übergeneigten kräftigen Körper, diese einfachen, zu Gott gewendeten Herzen, all das weckte in seiner Brust Gefühle, die eher eingeschlummert als erstorben waren. Fast unwillkürlich beugte er seine Knie; er demütigte seine hochmütige Weisheit vor der allerhöchsten Weisheit; er weihte der Versöhnung Gottes mit den Menschen durch Jesus Christus ein Gebet der Anbetung und der Liebe. Er hörte mit großer Bewegung, wie Vater Méval seinem Gebet die Worte hinzufügte: „Segne, Gott, auch den Fremdling, der in diesem Augenblick unter unserem Dache schläft!“ Niemand hatte ihn eintreten sehn und er entfernte sich geräuschlos, während Eltern und Kinder, Meistersleute und Diensthofen, sich gegenseitig gute Nacht wünschten.

Des Professors Schlummer, der zuerst aufgeregt und unterbrochen war, wurde ruhig und tief. Es war heller Tag, als er erwachte. Auf seinen Stuhl hatte eine unbekannte Hand seine gebürsteten und geplätteten Kleider gelegt, die fast keine Spur mehr von den Strapazen des vorigen Tages trugen. Selbst sein Filzhut sah beinahe wieder aus wie ein Hut. Er kleidete sich rasch an und fand im Hausgang Luc, den kleinen zeichnenden Hirten.

„Guten Tag, Herr“, sagte das Kind, „haben Sie gut geschlafen?“

„Sehr gut, mein Junge, so gut, daß man in mein Zimmer eintreten konnte, ohne mich zu wecken.“

„Ah, die Mutter hat mir aber auch anempfohlen, leise zu treten, wenn ich Ihre Kleider hineintragen würde. Meine

Eltern lassen Sie grüßen, und Sie möchten sie entschuldigen. Sie sind am frühen Morgen fortgegangen, ohne auf Sie zu warten, weil die Arbeit drängt.“

„Und Fräulein Rosa, ist auch sie aufs Feld gegangen?“

„Nein, meine Schwester wäscht am Brunnen die Wäsche; und ich werde Sie zu Fräulein Therese führen.“

„Wohnt sie weit von hier?“

„Auf dem Schloß, am andern Ende des Dorfes.“

„Ach so, sie ist die Besitzerin des Schlosses.“

„Sie!“ rief das Kind lachend. „O nein; das Schloß gehört den Erben von Madame von Serlat.“

„Wer ist denn Fräulein Therese?“

„Sie ist die Tochter der Mutter Sezegin; ihre Mutter und sie beaufsichtigen das Schloß; die Besitzer kommen nur sehr selten.“ (Schluß folgt.)

Die Leumundbörse.

Brief des Herrn stud. jur. Imfal-Ben an seinen Freund Jar-Ben in Brussa.

Uebersetzt von Gottfried Heß.

„Allah's Segen sei mit Dir, mein Freund!

Du habest mich, mein lieber Jar, daß ich Dir fleißig meine Eindrücke vom Lande Helvetia mitteile. Im Anfang meines Aufenthaltes in der fremden Stadt brachte mich Dein Wunsch in einige Verlegenheit. Flüchtig beobachtet, erschienen mir die Menschen, von der sprachlichen und religiösen Eigenart und einigen Neuerlichkeiten abgesehen, hier wie dort als die gleichen. Seitdem mich aber ein Studien-genosse aus der Stadt in einige kleine Dörfer der Provinz